



Abend -

Zeitung.

171.

Montag, am 19. Julius, 1819.

Dresden, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Der Köhler und die Diebe.

Hörcht, Kinder! ich will euch ein Märchen erzählen:
Wie böses Gewissen oft Buben kann quälen,
Und wie es oft fördert zum lichtesten Tag,
Was tief in dem Schooße der Mitternacht lag.

Einst war einem König sein Goldschatz gestohlen.
Er ließ seine Seher und Wahrsager holen:
„Dreitausend Zechinen gelob' ich zum Preis
Dem, der zu erkunden die Räuberbrut weiß!“ —

Da gingen tiefsinnig die Weisen von dannen,
Und fragten Orakel und rietben und sannnen;
Doch ward offenbaret nicht Einem Ein Wort.
Drob zürnte der König und jagte sie fort.

Man Belten, der swärliche Brosamlein pickte,
Bernahm's am erkalteten Meilerheerd, rückte
Die ruhige Müge mit staunendem Schrei:
„Dreitausend Zechinen! — o hätt' ich nur drei!“

Er stützte den Kopf auf den Arm ein klein wenig,
Und rieb sich den Schädel: „ich gehe zum König!
Der König, so rühmt man, ist gnädig und groß;
Erfährt er mein Bußfest, wohl läßt er mich los.

Beraubens zwar lungt' ich nach seinen Zechinen,
Doch mag er als Erbschenk und Truchses mir dienen
Drei Tage lang; tödter mich dann sein Gebot,
Ei besser, als biss' mich der Hungermurm todt!“

Er schreitet zur Hofburg am dämmernden Morgen:
„Herr, willst du drei Tage für'n Schnabel mir
jorger,
Jedoch etwas reichlich (mein Kobold speiste mit),
Ausspür' ich der Räuberbrut heimlichen Schritt.“

„Satt, Bursche, nun bin ich der Lügen und Klausen!
Doch sollst du drei Tage hier hausen und schmausen!“

Entdeckst du mir's, zahl' ich den Preis dir im Nu,
Wo nicht, schnürt den Hals dir Hans Hammerling
zu!“ —

Das hörte der Köhler mit heimlichem Bangen,
Doch stillt' er am ersten Tag Magens Verlangen.
Als Abends der Mond kam mit silbernem Schein,
Da bracht' ihm ein Hoffschranz den Schlastrunk herein.

„Ach, liepelt der Köhler, das wäre der Eine.“ —
Der Bube voll Angst, daß er ihn damit meine,
Schleicht zitternd zu seinen Mitschweimen hinaus:
„Ach Brüder, der Köhler! mich hat er heraus!“ —

Am zweiten Tag Belten erwachte mit Zagen,
Ihm wollte nicht Sekt und Pastete behagen.
Als wieder der Mond kam mit silbernem Schein,
Da bracht' ihm ein Hoffschranz den Schlastrunk herein.

„Ach, seufzte der Köhler, das ist schon der zweite!“ —
Der Bube voll Aengsten, daß ihn es bedeute,
Wankt zitternd und todtenbläß wieder hinaus:
Auch mich, o ihr Brüder, mich hat er heraus!“ —

Am dritten Tag Belten erwachte mit Grausen,
Vergangen war gänzlich ihm Zechen und Schmausen.
Als endlich der Mond kam mit silbernem Schein,
Da bracht' ihm ein Hoffschranz den Schlastrunk herein.

„Ach, seufzte der Köhler, der dritt' und der letzte!“ —
Der Bube darob sich gewaltig entsetzte,
Er wankte mit schlotternden Knien hinaus:
„Was thun wir? er hat uns nun alle heraus!“ —

Man Belten bedenkend, wie viel er hier wage,
Er meinte die Schelme nicht, meinte die Tage,
Die nun drei Sekunden ihm dünketen kaum;
Schon krabbelt' am Hals ihm Hans Hammerlings
Daum.

Er rauft sich das Haar: „o ich greulicher Pinsel!“ —
Da stürzt ihm zu Fuß, mit Geheul und Gewinsel,

Das diebische Kleeblatt: „du weißt es ja schon!
Herzliebster Herr Köhler, erbitt' uns Pardon!“ —

Der Köhler darüber erschraf erst entsetzlich,
Doch bald war der Anblick ihm tröstlich, erädglic:
„Gut, wollt ihr nicht baumeln, so schaffet den
Schatz
Mir flugs, aber unangetastet zu Platz!“ —

D'rauf kam er mit Juchhei zum König gesprungen:
„Hier hast du dein Gold, Herr! es ist mir ge-
lungen!“

Sie haben's gestanden und kommen hier schon,
Mit mir dich zu sehen um Guad' und Pardon!“ —

Da stuzte der König: „ha, sage Geselle:
Verdankst du dies Kunststück dem Bund mit der
Hölle?“ —

„Nein, König, dem Himmel gebühret mein Dank!“
Der Köhler verrieth ihm nun haarklein den Schwank.

Des freute der König sich herzlich und lachte:
„Dreitausend Zechinen, hier nimm sie! Ich achte,
Was diese gestanden vom Irrthum erschreckt,
Als hab' es Apollo dir selber entdeckt.“

Euch aber, dem ehrlichen Köhler zu Liebe,
Euch schenk' ich die Gurgel für diesmal, ihr Diebe!
Doch reizt euch noch einmal des Diebsorgans Macht,
Wips, steckt ihr am Bratspieß der Raben! — Gut
Nacht.“

Eh. L. Noack.

M ä r t h e n .

(Fortsetzung.)

Ich beneidete fast ihr Loos. Mehrere Tage lang
verschwieg ich den Meinigen das, woran ich nicht
zweifeln konnte; ich kämpfte Wochen lang mit mei-
nem Herzen; ich konnte noch immer Heinrichen
nicht hassen, konnte es nicht glauben, er sey ganz
für mich verloren. Doch bald beschuldigte ein Steck-
brief, der aus fremden Zeitungen in die Zeitung
des Orts übergegangen war, auch ihn der Theil-
nahme an einem Verbrechen; bald ließen briefliche
und öffentliche Nachrichten hierüber keinen Zweifel
mehr statt finden.

Da ich nie wieder etwas von ihm gehört habe,
so will ich das hersehen, was sich aus Loms Mit-
theilungen und allen sonst mir bekannt wordenen
Umständen, leider! nur allzudeutlich ergab.

Ein Hauptzug in Heinrichs Character, vielleicht
vom Vater auf ihn vererbt, war von je Selbstsucht
und rastloses Streben nach eitlen Glanze gewesen.
Auch zu mir hatte ihn wahrscheinlich im Anfange
nur das, was man von meiner Gestalt rühmte, nur
die Absicht, Bernharden zu verdunkeln, hingezogen;
doch mag es seyn, daß längerer Umgang ihm mit der
Zeit eine edlere Neigung einflößte. Ja, ich kann nicht

daran zweifeln, er liebte mich einst gewiß redlich
und treu, und ich wenigstens konnte darüber mit
ihm nicht zürnen, daß er sich auf meinen Besitz et-
was einbildete.

Dessen ungeachtet hatte die lockende Hoffnung
auf eine reiche Erbschaft auch ihn nicht gleichgültig
gelassen; er hatte schon längst eine Reise nach Ame-
rika im Sinne getragen, und sehr bald den Gedan-
ken gefaßt, sich in Tom einen Reisegefährten zu er-
ziehen; er hatte nach des Vaters Tode den Brief-
wechsel mit dem amerikanischen Oheim selbst einge-
leitet.

Als er mit dem treuen Tom auf dem Schiffe
war, mochte Neigung zu mir und die Gewohnheit,
ihn als künftigen Schwager zu betrachten, seine
Selbstsucht eine Zeit lang im Saum halten; aber
bald nahm er gegen ihn ein gebietrisches Ansehen an,
machte ihn unter dem Vorwande, ihn nützlicher zu
beschäftigen, von Erlernung des Seedienss wieder
frei, und bediente sich nun seiner völlig als eines
Untergebenen.

Als sie so, Tom schon nicht ohne Neue, mit
ihm die Reise angetreten zu haben, in Amerika an-
langten, fand Heinrich den alten, reichen Oheim
von zwei Personen, die sich Beide auf sein Vermö-
gen Rechnung machten, gleichsam umspinnen. Die
eine war Georgine, die Tochter einer alten ver-
schmizten Creolin, welche früher selbst eine Verbin-
dung mit dem Oheim einzugehen gewünscht hatte,
und, da dieß nicht glückte, ihm die Tochter in's
Haus gab. Die andere war William, nicht bloß des
Oheims erster Buchhalter, sondern auch, wie man
zu sagen pflegt, seine rechte Hand.

Georginen und William war die im Voraus an-
gekündigte Ankunft eines Neffen aus Europa nicht
weniger als erwünscht; jedes von ihnen wollte ein-
ziger Erbe seyn, und nun kam gar noch ein Drit-
ter! Es fehlte wenig daran, daß sich beide zu Hein-
richs Unterdrückung vereinigten; William hatte be-
reits Georginen den Vorschlag gemacht, sich zu ver-
söhnen und gegen Heinrichen gemeinschaftlich zu
handeln.

Doch in dem feurigen Herzen der reizbaren Creo-
lin wohnten, außer der Habsucht, noch andere ver-
derbliche Leidenschaften, und kaum hatte sie Hein-
richen einigemal gesehen, als sich in ihrer Seele
ein ganz entgegengesetzter Plan ausbildete. Konnte
sie einmal, wie es nun völlig das Ansehen gewann,
nicht alleinige Erbin werden, so wollte sie nicht mit

William, sondern lieber mit dem reizenden jungen Europäer theilen, zu welchem sie bald eine geheime, aber um so glühendere Neigung unwiderstehlich hinriß.

Mochte auch Heinrich, dessen scharfer Blick sehr schnell die ganzen Verhältnisse durchspäht, und die Gewalt, welche Georgine über den altersschwachen Oheim ausübte, entdeckt hatte, ihr im Anfange vielleicht nur aus Weltflucht den Hof machen; die Aussicht, durch ihren Beistand so bedeutenden Reichtum zu erwerben, Georginens Reize und buhlerische Künste hatten ihn in Kurzem gänzlich in ihre Nege verstrickt. Ein Schutz- und Trutz-Bündniß gegen William ward geschlossen. Es entging selbst Tom nicht, daß Heinrich und Georgine nur in Gegenwart Anderer sich Zwang auflegten, und daß letztere alle Schritte Heinrichs eifersüchtig bewachte. Höchstwahrscheinlich waren durch sie einige spätere Briefe, welche Tom an uns geschrieben hatte, und Heinrich wenigstens geschrieben zu haben behauptete, aufgefangen und zurückbehalten worden.

Vor Tom glaubten anfänglich beide, durch Eigennuß und wohl noch durch unedlere Bande Verbündete, ihr Geheimniß nicht streng verbergen zu müssen; vielmehr behandelten sie ihn gütig und wollten sich seiner, wider den kein Argwohn obwaltete, als Auflaurer gegen William bedienen. Doch bald fand man ihn dazu weder tauglich, noch willig, und nun erschien er ihnen als ein lästiger Beobachter. Er mußte entfernt werden. Heinrich fandte ihn, vielleicht mit einem Uriasbriefe an den Aufseher einer entfernten Pflanzung. Dieser, schon an sich selbst ein kalter, engherziger Mann, bediente sich seiner als Schreiber, behandelte ihn sehr streng und reichte ihm nur kärglichen Unterhalt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sprach-Bemerkungen,

von Alb. Sch.

In Einem Ausdruck hört man wohl auch die Besten fehlen, und kein anderer sieht sich in Schriften so gemißhandelt, als dieser: sich entblöden, dieß oder jenes zu thun — wofür man fast immer, aber durchaus fälschlich (dem Nachdenkenden thut wahrlich der Beweis nicht Noth!) findet: sich nicht entblöden.

Was wir unter einem sonderbaren Patron verstehen, ist bekannt. Der Ausdruck hat aber

nicht überall die gemeinte Bedeutung; denn in der katholischen Hauptkirche zu Jauer in Schlesien findet man ein Gemälde mit der Unterschrift: S. Judas Thaddäus Apost. ein sonderbarer Patron in allerlei verwickelten und fast verzweifelten Fällen.

Es giebt bekanntlich drei Arten von Gedankenstrichen, indem manche als Interpunctiionszeichen dienen, andre ein Anakoluthon (einen mit Fleiß und oft mit ausgezeichnetem Effect unvollendet-gelassenen Satz) bezeichnen, noch andre aber ad oculos demonstriren, daß der Schriftsteller mit seinen Gedanken nicht weiter fort konnte. Diese dritte Art begreift eben die eigentlichsten Gedankenstriche, und ist häufiger, als man meinen sollte. Vor Kurzem fand ich in einer ältern Zeitschrift einen Aufsatz von zwei weit-gedruckten Quartseiten, mit nicht weniger als 122 Gedankenstrichen geziert, und nach mäßigem Ueberschlage gehörte die Hälfte davon der dritten Sorte zu. Solche Striche sind nichts anders, als die Häckerling-Spißchen, welche der täglich anwachsende Wust mancher Köpfe bei gewissen Paroxysmen mit herauschwirzt — eine Ausleerung, ohne welche er gar manchen Schädel zersprengen würde.

A p o l o g i e.

Was von Corinnen auch der Neid,
Der Alles lästert, Böses munkelt;
Wird doch durch ihre Sparsamkeit
Die junge Damenwelt verdunkelt,
Dem Mann selbst fehlt Bequemlichkeit,
Schlecht ist der Wein und schlecht das Essen,
Altfränkisch sein abgetragnes Kleid,
Karg wird ihm Alles zugemessen:
Laut ihr Gesinde sich beklagt,
Daß es am Hungertuche nagt,
Ihr Sparen kenne keine Grenzen;
Allein die böse Welt vergift,
Daß Modepuz sehr theuer ist,
Und sie muß stets im neuesten glänzen.

R. M ü c h l e r.

C h a r a d e.

Gern wünschet ein Jeder die Erste zu seyn,
Gern Jeder die letzten zu meiden,
Gern drängt sich das Ganze bei Liebenden ein,
Gern mag es vereinen die Beiden.

W. J a h n.

Auflösung der Charade in Nr. 169.
D o m p a d o u r.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Chronik der Königl. Schaubühne zu Dresden.

Maria Stuart.

(Fortsetzung)

Unsere Künstlerin hat sie freilich der Marie nicht in's Angesicht — das wäre allerdings nur einer Dame aus den Hallen würdig; — aber sie spricht sie auch nicht dem Leicester zu, in welchem Falle, nach der einmal angenommenen Theaterconvention; und Hörferne auf dem Proscaenium von der Stuart, welcher doch dadurch der Todesstachel in die Brust gedrückt werden soll, sie gar nicht gehört haben könnte. Aber sie spricht sie, so viel Dolche als Worte, gerade vor sich hin. Als nun der furchtbarste Giftspieß, der Bastard, von Mariens Zunge abgedrückt ist, da leidet im Augenspiel und in der Geberde allerdings Dorat's Vers auf die tragische Dumesnil seine vollkommene Anwendung:

Son geste est un éclair, ses yeux lancent la foudre.

Erst ein wahrer Starrkrampf in allen Gliedern der Elisabeth, der nur noch ein convulsives Zusammenziehen in den Fingern — nicht Ballen der Fäuste, wie unedel wäre dieß! — zuläßt. Nun wendet sie sich mit einem furchtbar drohenden, ganz jononischen Gest schnell um zum Abgang. Dieß Einziehen der Schultern, dieß stolze Zurückwerfen des Nackens, dieß Verschlingen des Opfers mit den blitschielenden Augen, wird niemand vergessen, dem dieser Anblick zu Theil wurde.

Sehr bedeutend zuckt und zuckt es ihr wohl noch manchmal in den Händen. Als der Jammerschmerz Davison sie durchaus nicht versteht und von ihr nicht ablassen will, da soll sie nach des Dichters eigener Vorschrift mit dem Fuße stampfen. Natürlich wäre dieser Ausbruch der Ungeduld allerdings. Aber auch edel? Nun für unsre Elisabeth bedarf es keines solchen Zeichens. Sie reibt sich bloß die Hände. Will jemand dabei an den Backenstreich denken, den die Empörte den Grafen Essex einst hinwarf, wer mag's verwehren. Ueberhaupt unterbrach ihre übrige festgehaltene Ruhe doch oft ein leiseres oder vernehmlicheres Fingerspiel. Sie schob zuweilen, wo sie ganz auf ihre innere Welt zurückgeworfen zu seyn schien, den Handschuh an die Finger zurück, ein gewöhnliches Spiel derer, die im Nachdenken versunken sind. Hier, wo alles so sehr aus dem Innern wahr hervorkommt und der Darstellung individualisirt, wird zum Lobe, was bei andern als üble Angewohnheit gescholten werden würde. Da wo sie sich erst von Leicester, dann von Mortimer getäuscht findet, blickt wohl Ingrimm aus ihren Mienen, aber ihr Zorn zeigt sich nur durch einen Griff der krampfhaften Hand an dem zuckenden Arm. Das heuchlerische Aufschlagen der Augen, wo sie sich mit Gott beraten will und wo sonst von Gott die Rede ist, vollendet übrigens das Gemälde der Gott und Menschen und am Ende sich selbst belügenden Staatskünstlerin.

Daß eine solche Künstlerin genau weiß, was aus einem Monolog zu machen ist, wie ihr Schiller beim Unterschreiben des Todesurtheils giebt, ver-

steht sich von selbst. Wie irrten die Schauspielerinnen, welche in ihrem Spiel noch einige Zuckungen des bessern Selbst erblickenden sie, auch den Zuschauern vorspielen! Die grundlose Schlechtigkeit hat's in nur mit der Berechnung des Scheins zu thun. Das geht aus allem hervor, was uns nun auch die Künstlerin nirgends vorenthält. Anfangs ungemein rubig nach Außen zu, nur langsam hin und herschreitend. Trefflich wurden die Worte declamirt: „So steh ich kämpfend gegen eine Welt, ein wehrlos Weib!“ Sie betonte beide gesperrten Worte, zwischen jedes eine Viertel-pause hauchend, ganz gleich, so wie sie im Anfang des zweiten Akts, wo sie dem französischen Abgesandten einem nach alter Sitte über den Handschuh angesteckten Ring übergiebt, die Worte: „es ist — noch — keine — Kette!“ mit jener platischen Kraft, die nichts mit Eintrönigkeit und schleppendem Zuzählen zu thun hat, auch jedem einzelnen Worte ihren eigenen Accent ausprägt. Erst als sie das Stuart-Gespens erblickt, verdoppelt sie ihre Schritte. Wie furchtbar malte sie durch zuckendes Händenspiel, ohne doch — was wahrhaft kindisch gewesen wäre — nachzublicken, das fallende Haupt der Feindin. Auch die Höllenschlange ward weder durch abwehrende Hände, noch zurückschauerndes Kniebeugen, sondern bloß durch einen alles sagenden Blick mit leise gesenktem Knie und Nacken — dargestellt. Beim Unterschreiben selbst nicht die geringste Beklemmung oder Zweifel. Schiller schreibt ja einen festen Handzug vor. Aber nach dem sie geschrieben, führt sie den ganzen Monolog in dreifacher Steigerung in einer langgehaltenen Pause und noch einmal grausenhaft stumm vor's Auge.

Nur das Unvermögen der Schauspielerin, welcher die undankbar gescholtene Rolle der Elisabeth oft zu Theil wird, konnte den heillosen Irrthum begründen, als sey die Schlusscene mit der Elisabeth überflüssig und so den Frevel an der bühnengerechtesten Tragödie veranlassen, daß man mit dem famosen *procumbit humi bos* den Vorhang fallen ließ,*) und durch Wegschneiden der letzten Scene Schillers zürnenden Mienen Hohn sprach. Man muß eine Schröder dieses Verstummen und Eingewurzelt-sehnspielen sehn, um nicht etwa, wie Klingemann (in Kunst und Natur am ang. D.) meint, erkaltet sondern erschüttert zu werden. Geschieht nur der Absicht des Dichters, warum er diesen Schluß schuf, volle Gnüge, es bedarf dann keiner Erscheinung der Rachegöttin, wie sie Ramberg in der Gallerie zu diesem Stücke nach dem Rath des Verfassers dieser Beurtheilung kräftig genug darstellte.**)

(Der Beschluss folgt.)

*) So charakterisirt bekanntlich Müller das Niederstürzen des Schauspielers, der den Leicester zu spielen hat, wenn damit alles aus ist, und nennt einen solchen unnützen Schluß einen *bos*, einen Ochsen. Berliner dramaturgisches Wochenblatt. Utes Halbjahr. S. 55.

**) In der Minerva von 1815.

A n z e i g e.

Bei einer soliden Bühne kann ein Schauspieler für das Fach der ersten jugendlichen Helden und Liebhaber, so wie ein Buffon (Baritonist) ein annehmlisches Engagement finden. Beide müssen jedoch den genannten Fächern wahrhaft vorstehen können. Nachricht erteilt

Die Redaction.